

BUCHBESPRECHUNGEN UND -ANZEIGEN

Karl M e g n e r , Beamte. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte des k. k. Beamtentums. Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie, Bd. XXI. Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften. Wien 1986. 442 S., 12 Abb., 40 S. Quellen- und Literaturverzeichnis, Register.

Nur wenige Bereiche der Geschichte der Österr.-Ung. Monarchie sind so wenig erforscht und so sehr mit Vorurteilen belastet wie das Beamtentum. Der ältliche, grantige, sture und beschränkte, extrem sparsame, auf seine Standesehre bedachte und im Äußeren seinem Kaiser angepaßte Kanzleirat ist aus der Literatur hinlänglich bekannt. Dem steht die Meinung gegenüber, daß das k. k. Beamtentum in vielen Nachfolgestaaten zum nie erreichten Vorbild wurde. Wie war er nun wirklich, „der“ österreichische Beamte?

K. Megner zeigt, daß es „ihn“ überhaupt nicht gab. Zu vielschichtig sowohl in seiner strukturellen wie zeitlichen Komponente ist das Erscheinungsbild österreichischen Beamtentums. Politologische und soziologische Definitionen und Modelle reichen nicht aus, um diese Vielschichtigkeit zu erfassen. Nur die historisch-empirische, auf breiter Quellenbasis aufgebaute Untersuchung kann diese Arbeit leisten.

K. Megner beschränkt seine Arbeit hauptsächlich auf die Zeit nach 1867 und auf die westliche Reichshälfte. Der Begriff „Beamter“ entstand erst im 19. Jh., vor Josef II. kann man noch von Fürstendienern sprechen. Erste Versuche, eine Rangordnung einzuführen, gab es schon im 18. Jh., gelungen ist dies jedoch erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In Österreich gab es 12 Diätenklassen und innerhalb dieser entsprechende Gehaltsabstufungen. Anpassung, Fügsamkeit und Fleiß waren Eigenschaften, die vor 1848 durch geheime Qualifikationstabellen erzwungen wurden. Die Schulbildung spielte bei der Anstellung eine gewisse Rolle, der Adel war aber noch immer stark bevorzugt, besonders in jenen Positionen (z. B. Statthaltereien, Bezirkshauptmannschaften), wo sie in seigneuraler Weise die kaiserliche Macht repräsentierten. In Ungarn hatte der niedere Adel geradezu ein Monopol auf viele Beamtenstellen. Die höhere Beamtschaft wahrte durch Eigenrekrutierung ein hohes Maß an Kontinuität. Etwas übertrieben dürfte folgende zeitgenössische Kritik sein: „Der Beamten-Dynast, gewöhnlich Hofrat, oder noch besser Sektionschef, ist nicht nur Schützer und Schirmer seiner ganzen Sippe, der Cognaten und Agnaten, sondern auch ...Patron der Klienten seines Hauses“ Als Sozialfilter für die Aufnahme in die Beamtschaft diente das Praktikanten-Institut. Das Praktikum konnte ein, im Extremfall aber auch über zehn Jahre dauern. Während dieser Zeit erhielt der Praktikant keinen Lohn, er konnte also nicht aus vermögenslosen Schichten stammen. In der Subalternbeamtschaft garantierte das Zertifikatswesen einen hohen Grad an Angepaßtheit: Ehemalige Unteroffiziere wurden als Inhaber von „Zertifikaten“ bevorzugt angestellt.

Die ökonomische Situation der Beamten war von der allgemeinen Wirtschaftslage abhängig. Die Inflation der 70-er Jahre verschlechterte ihre Lage, zugleich drängten immer mehr Personen in den öffentlichen Dienst. Schon 1857 wurde festgestellt, „daß die unzureichende Bezahlung der Beamtschaft und das starre Beförderungswesen keinen Anreiz boten, mehr und schneller zu arbeiten.“ Es kam für den Staat immer darauf an, durch kleine Anreize trotzdem die soziale Angepaßtheit zu erreichen — eine Praxis, die sich ja auch in der Gegenwart immer noch bewährt!

Vor allem die niederen Beamten wurden so schlecht bezahlt, daß sie unter dem Existenzminimum lagen und Nebenverdienste notwendig waren. Es ist bemerkenswert, daß Korruption trotzdem eine relativ seltene Ausnahmeerscheinung blieb. Die schlimme Lage der Beamten in der liberalen Ära führte 1872 zum ersten allgemeinen Beamtentag, an dem 3000 Personen teilnahmen. Vereine wurden gegründet und brachten endlich auch eine Reform des Besoldungswesens in Gang. 1873 wurde die „Magna Charta“ des österreichischen Beamtentums erlassen. Es wurden 11 neue Rangklassen geschaffen, die bis zum Ende der Monarchie das wichtigste verti-

kale Ordnungselement der beruflich-sozialen Schichtung der Beamtenschaft blieben. Etwas später wurde die normierte Zeitvorrückung eingeführt.

Auch die Beamten entdeckten also, daß sie gemeinsam und organisiert mehr erreichen konnten. Streiks lehnten aber besonders die höheren Beamten entschieden ab — sie hätten ihrem Selbstverständnis radikal widersprochen. Bis heute soll es bekanntlich ja nicht einfach sein, einen Beamtenstreik zustande zu bringen!

Das Disziplinarrecht war durch eine kaiserliche Verordnung geregelt und lieferte den Beamten der Willkür seiner Vorgesetzten aus. Versetzungen wegen Verstöße gegen soziale Normen oder aus politischen Gründen waren häufig. Die faktische Rechtlosigkeit der Beamten in Disziplinarangelegenheiten war mit ein Grund, warum jahrelang um eine Dienstpragmatik gekämpft wurde. Dieses Ziel wurde erst 1914 erreicht. Der damalige Innenminister meinte allerdings, die Dienstpragmatik werde der Irrlehre entgegenzutreten, daß „im modernen Staat der Beamte nicht mehr dem Staate, sondern dem Volke zu dienen habe“ (S. 140)

Besonders interessant ist das Kapitel über die sozialen Bezugfelder der Beamten. Sie heirateten spät, im Durchschnitt zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr. Die Ehefrauen kamen meist aus demselben sozialen Milieu. Bis zu Beginn des 19. Jhs. mußte vor der Verheiratung noch ein entsprechendes Einkommen bzw. Vermögen nachgewiesen werden, um ein „standesgemäßes Leben“ führen zu können. Von Offizieren wurden Heiratsauktionen gefordert, die eine beträchtliche Höhe erreichten. Nicht standesgemäße Ehen konnten für Beamte soziale Sanktionen zur Folge haben. In vielen Bereichen der Beamtenschaft durfte überhaupt nur eine beschränkte Personenzahl heiraten. Angehörige der Finanzwache z. B. durften erst nach 15 Dienstjahren eine Ehe eingehen.

Besonders schlecht war die Situation von Beamtenwitwen und -waisen. Die Wohnungsverhältnisse der niederen Beamten waren z. T. katastrophal. Der „Beamtenverein“ gründete zwar eine Baugesellschaft, doch verlor diese im Gefolge des „Schwarzen Freitags“ einen Teil ihres Vermögens. Der „Beamtenverein“ wurde immer mehr zu einer Vorschuß- und Kreditorganisation, sein Ziel war „Selbsthilfe“ im Sinne von Schulze-Delitzsch.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts entstand ein neuer Typus von Beamtenvereinen, der mit gewerkschaftsähnlichen Methoden weit entschiedener auftrat und sich nicht mit dem Einreichen von Petitionen zufriedene gab. Auch die neuen Massenparteien, besonders die Christlichsozialen, kümmerten sich zunehmend um die Anliegen der Beamten, die ja wahlberechtigt waren. Bedienstete der Staatseisenbahnen und der Post sowie die subalterne Beamtenschaft sahen vielfach schon in der Sozialdemokratie ihren Interessensvertreter. In politischer Hinsicht erwarteten die Regierungen die Gefolgschaftstreue der Beamten. Noch um 1900 wurden Beamte gemäßregelt, die als Abgeordnete gegen die Regierung stimmten.

Breiten Raum widmet der Autor der Stellung der Beamtenschaft im Nationalitätenstreit. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden die niederen Beamten, die räumlich wenig mobil waren, immer stärker in ihre Herkunftsnationalität eingebunden. Sprachverordnungen im Bereich der Verwaltung verstärkten ja bekanntlich den Nationalitätenhader. Der Sprachenstreit beschränkte sich keineswegs auf die Ablehnung des Deutschen als Amtssprache. In Galizien etwa setzte sich das Polnische auf Kosten des Ruthenischen durch, in Dalmatien verdrängte das Kroatische die italienische Verwaltungssprache.

Eine völlig rechtlose Randgruppe in der Bürokratie waren die Diurnisten, die wie Tagelöhner bezahlt und behandelt wurden, obwohl sie oft hochqualifiziert waren und die selben Aufgaben wie Beamte zu erfüllen hatten. Megner sieht in ihnen die Vorläufer der Vertragsbediensteten. Für den Staat war ihre Anstellung billig und bequem und aus einem anfänglichen Provisorium wurde eine Institution. Erst nach der Jahrhundertwende gelang ihnen eine bescheidene rechtliche Absicherung.

Die Untersuchung Megners sei allen Beamten und allen, die in der Bürokratie die Wurzel allen Übels sehen, besonders empfohlen. Stärken und Schwächen der österreichischen Verwaltung werden in ihrer historischen Dimension verständlicher. Vor allem aber: Die Studie beweist, daß sogar die Bürokratie im Laufe der Zeit Veränderungsprozessen unterworfen ist.

Michael F l o i g e r

Wendelin Hambuch: Markante Gesichter. Interviewband. Budapest 1983

Eine ungewöhnliche Dokumentation gelang Wendelin Hambuch, dem Mitarbeiter des Ungarischen Rundfunks für die Programme in deutscher Sprache, in dieser Interviewreihe. Der 166 Seiten umfassende Band enthält neben einer Einleitung und einem kurzen Lebenslauf des Autors 23 Lebensbilder von Persönlichkeiten verschiedenster Berufe, unterschiedlicher sozialer Stellung und Bildung im gegenwärtigen Ungarn. Eines haben sie jedoch gemeinsam: ihr Bekenntnis zur deutschen Muttersprache oder zumindest zur Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit. Der Abstammung nach sind sie nicht nur im heutigen Ungarn, sondern in den Sprachinseln des gesamten Karpatenraumes (d.h. im einstigen Königreich Ungarn) beheimatet. Der Bogen spannt sich von Ödenburg bis Hermannstadt, von der Tolnau bis zur Zips. Eine reiche Palette interessanter Schicksale wird geboten, nicht nur Spitzen der Wirtschaft und Wissenschaft, sondern auch Menschen aus bescheideneren Verhältnissen kommen zu Wort, die trotz harter Zeiten ihren Lebensweg erfolgreich meisterten. Der jüngste unter den Befragten ist ein 33-jähriger Dreher, die älteste Generation wird durch eine 88-jährige Bäuerin vertreten.

Ein Beispiel für den dynamischen Wirtschaftsfachmann ist Dr. Robert Burgert, Generaldirektor des Landwirtschaftlichen Kombinars von Babolna. In der Reihe prominenter Ärzte wird u. a. Dr. Johannes Szentágothai (Schimert) — Nachkomme einer siebenbürgisch-sächsischen Familie, Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften — befragt. Den Burgenländern wohl vertraut ist der Ödenburger Dr. Karl Mollay, Ordinarius für Germanistik an der Eötvös Loránd Universität in Budapest. Einer Ödenburger Gelehrtenfamilie lutherischer Prägung entstammt der evangelische Theologieprofessor Dr. Karl Pröhle. Dr. Klaus Jürgen Hutterer, Professor für Germanistik in Graz und Budapest, ist im Schildgebirge beheimatet. Auch der Weinbau hat seine profilierten Vertreter: Josef Ferencz, Kellermeister und Bauer in Moor/Mór sowie Dr. Josef Eifert und seine Frau Anna als Mitbegründer und Leiter des Weinforschungslaboratoriums in Wieland/Villany. Man bewundert die Dynamik und den Optimismus des LPG-Leiters Josef Zwick aus Schorokskar, Begründer eines Dorf museums und Volkstumsforscher, der „kein gutes schwäbisches Kulturprogramm verpassen“ möchte.

Dem Kampf um die Erhaltung und Wiederbelebung dieser gefährdeten schwäbischen Kultur gilt die Arbeit einer Personengruppe von Lehrern (an Volks- und Mittelschulen, Nationalitätengymnasien), die sich auch als Volkstumsforscher und Heimatdichter betätigen. In einer auffallend offenen Sprache wird in den Interviews besonders dieses Kreises der Schicksalsweg des Ungarndeutschtums gezeichnet: die Madjarisierungstendenzen seit der Jahrhundertwende, der mangelhafte Deutschunterricht, die verhängnisvolle Volkszählung des Jahres 1941, die Aussiedlung 1946, das nachfolgende Jahrzehnt des „Schweigens“, als man auf der Straße das deutsche Wort vermeiden mußte, und nun die „Ethnische Renaissance“, wie es im Interview mit Dr. Franz Glatz, einem Csepeler Arbeitersohn, — heute Chefredakteur der Zeitschrift „Historia“ — formuliert wird. Es galt, eine neue Lehrer generation für den Deutschunterricht auszubilden. Dr. Karl Vargha, Schüler des bedeutenden Germanisten Elmar Moor, wurde 1956 vom Bildungsministerium damit betraut, eine schier unlösbare Aufgabe, ohne Bücher am Nullpunkt zu beginnen. So wurde Fünfkirchen/Pécs wieder zu einem kulturellen Mittelpunkt für die „Schwäbische Türkei“ Der nicht minder aufopferungsvollen Tätigkeit des 1981 verstorbenen Dr. Julius Schweighoffer, des einstigen Zisterziensermönches, gedenken seine Freunde in einem längeren Gespräch, des begeisterten Lehrers im deutschen Klassenzug des Kossuth-Gymnasiums in Elisabethstadt/Pesterzsébet, des Volkskundlers und Organistors von Schwabenbällen, Volkstanzgruppen.

Eine Aufbruchsstimmung also, die dieses Buch ausstrahlt. Im heutigen Ungarn werden dem Deutschum Minderheitsrechte zugestanden, es gibt noch eine deutschsprachige Intelligenz, die die Verbindung mit der Vergangenheit herstellen und für die Zukunft richtungweisend sein kann. Es besteht aber auch kein Zweifel, daß der beste Hüter völkischer Eigenart stets die bäuerliche Dorfgemeinschaft gewesen ist. Diese solide Basis des Ungarndeutschtums wurde durch Aussiedlung, Kollektivisierung, Landflucht im Industrialisierungsprozeß zerstört. Als Folge davon — wie auch aus den Interviews herausklingt — beherrscht die Jugend die Sprache

der Ahnen nur mehr in geringem Ausmaß. Es bleibt die Frage: Können kulturelle Tätigkeiten den Zersetzungsprozeß im Industriezeitalter aufhalten? Dessen ungeachtet muß man sowohl dem Verfasser als auch den Befragten für das Zustandekommen dieses Buches dankbar sein, für den Mut zur Wahrheit und Objektivität: ein Stück Zeitgeschichte, wie sie in den vergangenen hundert Jahren ungarischer Publizistik nicht möglich gewesen wäre.

Grete M a a r

Manfred H u s s Joseph Haydn — Klassiker zwischen Barock und Biedermeier, Eisenstadt 1984.

Nach dem großen Erfolg der Eisenstädter Haydn-Ausstellung im Jahr 1982 schien es an der Zeit, eine burgenländische Arbeit zu Leben und Werk des großen Komponisten vorzulegen. Mit der 1984 im Verlag Rötzer erschienenen Arbeit von Manfred Huss: „Joseph Haydn — Klassiker zwischen Barock und Biedermeier“ wurde dieser Forderung entsprochen. Die Bewertung des repräsentablen Bandes muß allerdings den verschiedenen Blickpunkten gemäß uneinheitlich ausfallen. Daß nach den umfassenden Forschungen von H.C. Robbins-Landon neue musikwissenschaftliche Ergebnisse nicht zu erwarten sind, stört den Fachmann weniger als die Tatsache, daß jüngere deutsche Veröffentlichungen nicht berücksichtigt wurden und daher Ungenauigkeiten (z. B. bei der Datierung der Opernuraufführungen) nicht ganz auszuschließen sind. Auch läßt der Hinweis auf dem Klappentext, daß Leben und Werk Haydns aus der Sicht des Interpreten (Huss ist immerhin Leiter der Haydn-Sinfonietta) dargestellt werden, eine eingehendere Beschäftigung mit der Musik erwarten, als in dem Band tatsächlich geboten werden. Nicht unbedingt nötig wären dagegen Ausritte in das Gebiet der Kunstgeschichte, wie sie die Seiten über den „Stilwandel der Bildenden Kunst zur Zeit Haydns“ bieten. Einige gängige Haydn-Klischees werden auch in dieser neuesten Biographie nicht unterdrückt. Man erfährt wieder einmal, daß Frau Haydn eine Xanthippe war und welche Umstände zum Entstehen der „Abschieds-Symphonie“ beigetragen haben.

Außerst positiv hervorzuheben ist dagegen die Fülle des hier gebotenen Bildmaterials, das sämtliche Bereiche der Biographie wie auch der Werke „optisch abdeckt“ Die ausführlichen Bildbeschreibungen dürften für viele oberflächliche Betrachter erst die Motivation zur Beschäftigung mit dem Haupttext bilden.

Damit ist wohl auch die Frage nach dem Leserkreis, an den sich diese Monographie wendet, beantwortet: Musikliebhaber, denen das „Kleine Haydn-Buch“ zu oberflächlich ist, die aber die Mühe scheuen, die mehrbändige Biographie von Robbins-Landon durchzulesen, werden mit der Arbeit von Manfred Huss bedient sein.

Gerhard W i n k l e r

Ilona V a l t e r , Romanische Sakralbauten Westpannoniens. Eisenstadt, Verlag Roetzer, 1985.

Mit dem Buch „Romanische Sakralbauten in Westpannonien“ legt die ungarische Archäologin Ilona Valter eine Zusammenfassung der bisher bekannten romanischen Kirchenbauten Westpannoniens vor, einer Landschaft, die die Gebiete der Diözesen Győr, Veszprém und Zala umfaßt. Von diesen Diözesen wurden die Komitate Zala, Moson-Wieselburg, Sopron-Ödenburg und Vas-Eisenburg betreut, also die Komitate, zu denen auch alle Bezirke des heutigen Burgenlandes gehört haben.

Der Verfasserin sind im behandelten Zeitraum, der etwa von der Staatsgründung um 1000 bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts reicht, in 362 Orten 406 als romanisch anzusprechende Kirchen bekannt, die meisten nur urkundlich festzustellen, ein Teil noch im Ganzen oder in

Resten aufrecht. Bei Restaurierungen kamen in den letzten 20 Jahren an vielen Kirchen romanische Bauteile zum Vorschein, entweder schön gefügtes Mauerwerk, oder im Boden liegende Fundamente früher Bauten.

Hatte Alfred Schmeller 1965 in seinem Buch über die Kunstdenkmäler des Burgenlandes noch 19 romanische Kirchen gezählt, nennt das vorliegende Werk 69, von denen zwar 22 urkundlich nachgewiesen und der Bestand von sieben fraglich ist, aber 40 noch aufrecht stehen oder ergraben werden konnten. Und da die Zeit nicht stillsteht und laufend Kirchen restauriert werden, sind inzwischen weitere Funde gemacht worden: Zu den genannten kommt, knapp ein Jahr nach dem Erscheinen des Buches, Kenntnis von romanischen Kirchen in Kitzladen und Neumarkt im Tauchental (Bezirk Oberwart), Krensdorf und Walbersdorf (Bezirk Mattersburg) hinzu.

Der erste Teil des Buches, in dem die Verfasserin über historische, wirtschaftliche und gesellschaftspolitische Zusammenhänge referiert, ist für die auf burgenländischem Gebiet liegenden Kirchen weniger wichtig als für die ungarischen, weil die großen und künstlerisch hervorragenden Bauten jener Zeit fast alle auf ungarischem Boden liegen: sowohl die großen Ordenshäuser der Benediktiner und Zisterzienser, später der Bettelorden, Franziskaner und Dominikaner, ebenso wie die Bauten der Bischöfe und Archidiakone. Im Grenzgebiet, das zum Burgenland wurde, hat sich kein Großbau aus romanischer Zeit erhalten, mit Ausnahme der Zisterze von Klostermarienberg hat es wohl auch keinen gegeben. Und dieser Bau ist noch nicht erforscht und ergraben.

Im zweiten Teil versucht die Verfasserin aus dem vorhandenen Material von Bauresten und Daten zeitliche und stilistische Ordnung in den Bestand zu bringen. Was überall dort, wo es sich um größere Bauten mit noch erkennbaren Eigenheiten der Grund- und Aufrisse oder mit plastischem und ornamentalem Schmuck handelt, verhältnismäßig leicht ist. Schwierig wird Zuordnung, Gruppenbildung und genaue Datierung dort, wo wir dörfliche Kleinkirchen in einfachsten Formen und ohne Dekor vor uns haben. Hier müssen Analogien, Ähnlichkeiten mit Kirchen in anderen Regionen oder Kenntnis der Patrozinien und ihres vermutlichen Alters helfen.

So ergibt sich eine gewisse Zusammengehörigkeit einer Gruppe von Chorturmkirchen und Ostturmkirchen, deren Vorbilder im Westen, in Österreich, standen, und deren Kenntnis vielleicht im frühen 13. Jahrhundert mit österreichischen Siedlern nach Ungarn gekommen ist. In die gleiche Zeit gehören wohl die aus Quadern oder Bruchstein errichteten kleinen Saalkirchen mit Rundapsiden, deren Grundrisse gestreckte Proportionen mit langen Schiffen aufweisen, während solche mit breiten Apsiden und gedrungenen Schiffen eher in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts weisen. Eine Gruppe von später, bis gegen 1300 erbauten Kirchen ist durch gerade Chorschlüsse charakterisiert: eine andere durch das Baumaterial, nämlich Ziegel, ist auf das südliche Burgenland beschränkt und etwa in die Mitte des Jahrhunderts zu datieren.

Leider wird das Bild der burgenländischen Kirchen innerhalb dieser so wichtigen zusammenfassenden Kapitel des Buches durch Ungenauigkeiten verunklärt, wie auch der Katalogteil nicht nur Fehler enthält, sondern auch durch fehlerhafte Verwendung von Fachausdrücken die Ordnung erschwert: so ist die Gleichsetzung von Chorquadrat mit quadratischer Apsis irreführend, ebenso wie die Bezeichnung eines einschiffigen Baues als Hallenkirche.

Die Nennung einer Martinskapelle in Mattersburg 1202 (S. 20) ist ebenso ein Irrtum wie die erste urkundliche Erwähnung der Kirche 1390 (S. 178), da schon 1344 Umbau und Vergrößerung eines kleinen Vorgängerbaues beschrieben ist. Von einer romanischen Marienkirche in Kleinfrauenhaid kennen wir außer einem sagenhaften Gründungsdatum 1261 nichts als Reste von Quadermauerwerk mit dem Sturz eines Nordportals im Westteil eines Barockbaues (S. 29, 157). Hingegen gehört die Hl. Geist-Kapelle ebenda, auch als Karner verwendet, zu den Saalbauten mit flach geschlossener Apsis aus dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts.

Die beiden Beispiele mögen genügen, um aufzuzeigen, daß viele Angaben im burgenländischen Teil mit Vorsicht verwendet werden mögen. Was aber im Ganzen gesehen den Wert des verdienstvollen und für den Kunsthistoriker wichtigen Werkes nicht schmälert, dem wir ein eindrucksvolles Bild von Dichte und Qualität der Besiedlung des Königreichs Ungarn im Hochmittelalter verdanken.

Adelheid Schmeller-Kitt

U r g e s c h i c h t e — R ö m e r z e i t — M i t t e l a l t e r M a t e r i a l i e n z u r A r c h ä o l o g i e u n d L a n d e s k u n d e d e s B u r g e n l a n d e s I I m i t k u l t u r - u n d n a t u r w i s s e n s c h a f t l i c h e n B e i t r ä g e n . F e s t s c h r i f t f ü r A l o i s J . O h r e n b e r g e r W i s s e n s c h a f t l i c h e A r b e i t e n a u s d e m B u r g e n l a n d , B d . 7 1 . E i s e n s t a d t 1 9 8 5 ; 2 8 0 S .

Diese Festschrift für A.-J. Ohrenberger anlässlich seines 65. Geburtstages umfaßt 30 Aufsätze, von denen sich der Großteil mit burgenländischen Themen befaßt. Schwerpunkte sind — entsprechend dem wissenschaftlichen Werk des Geehrten — in den Arbeiten über das Neolithikum und die Bronzezeit zu erkennen. Die übrigen Arbeiten reichen von der Architektur und Numismatik über die Wirtschaftsgeschichte bis zum Naturschutz und zur Geologie und decken damit das weite Feld ab, das der Jubilar als Direktor des Bgld. Landesmuseums zu beachten hatte.

Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit dem der Badener Kultur zugeordneten, 1984 gemachten Fund von vier Speichergruben in Zillingtal. In einer dieser Gruben lag ein Skelett, dessen Schädel eine Trepanationsöffnung aufweist. Sie ist die älteste auf österreichischem Boden nachgewiesene Trepanation. Die ca. 3 cm große künstliche Schädelöffnung wurde durch Schabtrepanation zur Heilung einer Krankheit erzeugt. Auch magische Vorstellungen könnten damit verbunden gewesen sein. Jüngere Trepanationen sind aus der Hallstatt- und der Latènezeit bekannt.

Vier Arbeiten befassen sich mit den Ergebnissen der Notgrabungen, die im Zuge des Baues der Mattersburger Schnellstraße S 4 im Bereich Sauerbrunn-Neudörfel notwendig wurden und die — wie auch auf niederösterreichischer Seite bei Katzelsdorf — zu bemerkenswerten archäologischen Funden geführt haben.

K. Kaus gibt einen Überblick über die zahlreichen Funde, die seit den Grabungen L. Bellas im Jahre 1899 im Gebiet von Sauerbrunn und Neudörfel gemacht wurden, u.a. 1902 Bestattungen der frühen römischen Kaiserzeit mit germanischen Einflüssen, 1914 ein keltischer Münzschatz, 1975 die Reste einer römischen Grabkapelle und eine villa rustica. Während der Arbeiten an der Schnellstraße war das Landesmuseum vom Anfang an eingeschaltet. So konnten fünf Gräber, die zu einem umfangreichen Friedhof der mittleren Bronzezeit gehören, aufgedeckt werden. M. Kaus beschreibt diese Gräber. Otto-H. Urban und Eva B. Bonis beschäftigen sich mit den römisch-germanischen Gräbern. Der römische Grabgarten (viridarium) enthielt zwei Gräber mit Terra-sigillata-Gefäßen, Fibeln und Kästchenbeschlägen. Zwei Münzen ermöglichten die Datierung in die erste Hälfte des 2. Jhs. Zu einem der Gräber gehört wahrscheinlich der 1922 gefundene Grabstein der Vala, Tochter des Saturio, 20 Jahre alt und germanischer Herkunft. In einem weiteren Brandgrab wurden eine Lanzenspitze und ein Haumesser gefunden. Waffenbeigaben waren bei den Germanen, etwa den Angehörigen der Auxiliärtruppen, üblich. Urban bringt diese Gräber mit der 50 n. Chr. über die Donau geflüchteten quadien Gruppe des Königs Vannius in Verbindung.

Eine besonders interessante Arbeit von Géza Facsar und Erzsébet Jerem „zum urgeschichtlichen Weinbau in Mitteleuropa“ zeigt eindrucksvoll die Möglichkeiten, die sich aus der Verbindung von Archäologie und moderner Naturwissenschaft ergeben. Die archäologischen Forschungen am Krautacker, am nordwestlichen Stadtrand von Ödenburg, wiesen Gräberfeld und Siedlung aus der Urnenfelder-, Hallstatt- und Latènezeit, ja noch aus dem Frühmittelalter nach und waren von umfangreichen naturwissenschaftlichen Untersuchungen begleitet. Aus der Analyse der gefundenen Rebkerne kann die Folgerung gezogen werden, daß in der Bronzezeit bereits Weinbau betrieben wurde. Pflaume und Pfirsich waren seit der Frühlatènezeit bekannt. Die Weinrebe gelangte wahrscheinlich durch Import in die urnenfelderzeitliche Siedlung und wurde nicht aus lokalen Wildformen gezüchtet. Die Weinrebe läßt sich in den ausgegrabenen spätbronze- und eisenzeitlichen Stufen durchgehend nachweisen.

W. Hicke schreibt über die zwei spätrömischen Gräber, die 1974 an der Straße Rechnitz-Markt Neuhodis gefunden wurden und die — wie zahlreiche andere Funde in diesem Raum — einen weiteren Beweis für die dichte Besiedlung im Umkreis von Savaria sind. Die Gräber konnten in die zweite Hälfte des 4. Jhs. datiert werden, in eine Zeit also, in der die Blütezeit der römi-

schen Provinz längst zu Ende war. Obwohl die den Toten mitgegebenen Zwiebelkopffibeln beweisen, daß beide zu Lebzeiten eine zivile oder militärische Funktion ausübten, wurde der eine Leichnam wenig sorgfältig in ein viel zu enges Grab gezwängt. Ein Indiz für die Probleme dieser Zeit, etwa im Zusammenhang mit dem quadisch-sarmatischen Krieg von 374 n.Ch.?

Ebenfalls in spätrömischer Zeit wurde der in Gols gefundene Grabstein der Matta, Tochter des Cato, erneut für ein Grab verwendet. G. Langmann hat auf dem Grabstein, der wegen der Darstellung der keltischen Frauentracht interessant ist, ein weiteres wichtiges Detail entdeckt: Das Gesicht der Matta wurde — vermutlich im Zusammenhang mit der Sekundärverwendung — durch ein eingehauenes Kreuzzeichen verstümmelt. Langmann sieht darin den frühesten Beweis für das Christentum auf heute burgenländischem Boden.

Aus der Reihe der Arbeiten zur mittelalterlichen und neueren Geschichte seien der Aufsatz von F. Berg über Karner und Gruftkapellen im Burgenland, W. Gürtlers Geschichte der Knopfmacherzunft in Rechnitz und die dem Reisetagebuch des Erzherzogs Rainer entnommene, von G. Schlag vorgelegte Beschreibung der Burg Forchtenstein aus dem Jahre 1805 erwähnt. H. Prickler setzt seine Arbeit zur Geschichte der Wiedertäufer im westungarisch-burgenländischen Raum (Brüderisches Handwerk und Brüderhöfe. Ernst-Festschrift, Burgenländische Forschungen, Sonderband VII, Eisenstadt 1984) mit einem Beitrag zur habanischen Hafnertradition im Komitat Ödenburg fort. Als Zentren der brüderischen Hafnerei werden Mattersburg und Neudörfel vorgestellt (in beiden Orten stehen noch heute imposante „Krüglerhäuser“). Am Beispiel Neudörfel wird die wirtschaftliche Bedeutung, die die Hafnerei auch für die Herrschaft hatte, aufgezeigt und der wirtschaftliche Niedergang in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. deutlich gemacht. Versuche, Majolikafabriken zu gründen, schlugen in Ritzing und Stoob fehl, eine Stein- gutfabrik in Dörfel wurde ebenfalls bald wieder eingestellt.

Vier naturwissenschaftliche Arbeiten schließen den Sammelband ab. W. Stark schreibt über den Naturschutz im Burgenland, M. Tschach faßt die Arbeiten über die Terebratelsande bei Eisenstadt zusammen, F. Sauerzopf bespricht das 1982 erschienene geologische Kartenblatt 137 Oberwart und H. Schmid berichtet über die Rohstoff-Forschung im Burgenland.

Michael F l o i g e r

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1987

Band/Volume: [49](#)

Autor(en)/Author(s): Floiger Michael, Maar Grete, Winkler Gerhard J.,
Schmeller-Kitt Adelheid

Artikel/Article: [Buchbesprechungen und -anzeigen 42-48](#)